

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 51

Artikel: Und es ward Licht
Autor: Graber, Gustav Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und Höhen und zeigt mit der sichern Hand des Wissenschaftlers das Wesentliche im Landschaftsbild. Scharf umrissene Bilderklärungen erhöhen den Wert des Dargestellten. Wer sich die Mühe nimmt, diesen Text an Hand der Bilder genau durchzulesen, für den ist Schweizergeographie in Zukunft erheblich mehr als bloße Ortskenntnis. Macht er sich vollends die an Umfang knappe, aber an Gehalt umso gewichtigere Einleitung zu eigen, so verfügt er über die geographischen und geologischen Kenntnisse, die zu vermitteln die Schule vielleicht unterließ. Dem Textteil ist eine Auswahl gediegener alter Landkarten beigegeben. Diese Kartenausschnitte aus früherer Zeit bilden einen willkommenen Auftakt zu den Fliegeraufnahmen von Mittelholzer. Rein Wunder, wenn Bild und Text ein abgerundetes Ganzes darstellen. Die buchtechnische Aufmachung vollends macht das Werk zu einem kostbaren Besitztum für alle, die es sich zulegen. Eine Feststellung allerdings, über die wir uns nicht weiter wundern, wenn der Name des Verlegers genannt wird: Dr. Eugen Rentsch (Erlenbach bei Zürich). Wer die Buchproduktion in der Schweiz aufmerksam verfolgt, anerkennt gerne die Fortschritte, die in den letzten Jahren auf buchtechnischem Gebiete gemacht wurden. Im großen ganzen aber ist auf diesem Gebiete noch viel zu bemängeln, so unangenehm dies für die Betroffenen sein mag. Dankbarer ist es, dort Lob zu spenden, wo es verdient ist. Ich wüßte nun kaum ein Buch des Eugen Rentsch-Verlages und des ihm nahestehenden Rotapfelverlages zu nennen, das typographisch oder buchbinderisch zu beanstanden wäre. „Die Schweiz aus der Vogelschau“ ist mit einer herrlich-lesbaren Antiqua gedruckt; die Bilder kommen auf gutem Kunstdruckpapier prächtig zur Geltung. Paul Renner zeichnete mit gewohnter Meisterschaft den Titel zum Einbande. Wenn die Buchhändler diesen vorbildlichen Verlagseinband gerne in ihren Schaufenstern als Zier benutzen, so ist das im Hinblick auf seine Qualität leicht begreiflich. Etwas, was mit der Qualität des Buches zwar nichts zu tun hat, scheint mir in diesem Zusammenhang der Erwähnung wert: Ich vermisse auf dem Bucheinband die Namen der Autoren. Sie dürften so gut wie der Titel für das Buch werden. Wenn mich im Schaufenster ein Buchtitel interessiert, so suche ich in erster Linie auch nach dem Namen des Verfassers. Dessen Name soll also — in der Regel wenigstens — auf dem Bucheinband genannt sein.

Vor zwei Jahren ist im Eugen Rentsch-Verlag der stattliche Band „Die alte Schweiz“ von Dr. Emma Maria Blaser und Professor Dr. Artur Weese erschienen. Dieses in seiner Art unübertroffene Buch hat nun in der „Schweiz aus der Vogelschau“ ein gleichwertiges Gegenstück gefunden. Ich kenne keine beredteren Zeugen der Schönheit unserer Heimat als diese beiden Bücher, um die uns das Ausland beneiden muß. Sie gehören in jede Schweizerbibliothek.

J. D. Kehrl.

Und es ward Licht. (Nachdr. verboten.)

Eine Weihnachtslegende von Gustav Hans Graber, Bern.

Zur Zeit der Erfüllung kam Joseph, der Zimmermann, in tiefer Nacht nach Bethlehem, der Stadt seiner Väter. Suchte einen Raum für sich und sein junges Weib, Maria, die Gnadenreiche. fand jedoch nur einen kleinen Stall und ward traurig.

Sprach zu ihm huldvoll die Gnadenreiche:

„Freue dich, o du mein Beschützer, mein Herzsieber! O du, von Gott Auserwählter, freue dich! In dieser Nacht wirst du Vater werden.“

Und es weinte Joseph vor Freude ob dieser Verkündung. Fakte sanft der Gnadenreichen Haupt, küßte ihre müden Augen und sprach:

„Elends will ich gehen und auf dem Felde Stroh und dürres Gras dir sammeln, auf daß du weich und ruhig liegest in dem dürft'gen Raum!“

Lief der Getreue hinaus und kam alsobald zurück. Bekümmert sprach er da zu Maria, die er betend fand:

„Vergib, o du Liebe! Wie konnte ich so sorglos eilen und dich allein hier lassen vor der schweren Stunde. Meinen Rock und meinen Mantel will ich dir spreiten, so magst du dennoch weich und ruhig liegen.“

Beruhigte ihn die Gnadenreiche abermals, strich mit zarter Hand über seinen rauhen Bart und bat lächelnd den Besorgten, doch zu tun, was er geplant.

„Auch unserem Kindlein,“ sprach sie gerührt, „ach, auch ihm, dem Ärmsten, magst du ein sanftes Lager richten!“ Wandte sich denn Joseph, schritt hinaus in die helle Sternnacht und suchte da und dort auf weitem Felde nach Stroh und dürrem Gras. Gedachte aber immerfort seines gott-ergebenen, allzeit glückseligen Weibes. Und mühte sich sehr, auf daß er baldigst wieder an ihrer Seite wäre, sie weich zu betten und mit Handreichung und Trostwort ihr in der schwersten Stunde beizustehen.

Sah er plötzlich auf dem hellen Felde ein grauses Tier umgehen. War anzusehen wie ein Schaf, trug einen Schafpelz und ging auf Schafbeinen. Sein Gang jedoch war geduckt und glich dem Gang der Raken. Aus den grünlich schillernden Augen bligte Falschheit, Argwohn und Tod.

Erschrak Joseph sehr und Furcht ergriff ihn. Schnellstens raffte er sein Bündel Stroh zusammen, anderen Ortes mehr zu suchen.

Doch, siehe, es ward finster auf dem Felde und der Geängstete spähte nach dem fernen Stalle und gedachte eben umzukehren.

Da rief eine Stimme, die war wie das Rollen des Donners:

„Töte das Tier!“

Erkannte Joseph die Stimme des Herrn, seines Gottes, warf sich zitternd und bebenden Herzens nieder auf sein Angesicht und flehte:

„Herr, du Höchster, ich bin dein Knecht! Ach, schone meiner! Gedenke meines einsam ärmsten Weibes und seiner Not! O, laß mich eilen!“

Jedoch die Stimme sprach und forderte:

„Ziehe dein Messer und töte das Tier! Tuft du es nicht, so tötet es dich!“

Sah Joseph das Tier immer engere Kreise um ihn ziehen und wie ein brünstig Vieh mit gesträgten, kranken Augen auf ihn lauern. Ward er sich an der Erde, schrie abermals zu Gott und flehte:

„O Herr, mein Gebieter, hilf mir in meiner Not! Um meines Weibes willen, wende das Unheil von mir ab! Ich kann nicht töten. Niemals hab ich es getan!“

Und zum dritten Male erscholl die Stimme:

„Wie das Messer in deiner Hand dein Werkzeug, so bist du das meine. Raffe dich auf und töte das Tier!“

Erhob der Gepeinigte seinen schweißbedeckten Leib. Doch schon warf das unheilvolle Tier in gräßlicher Luftumarmung den Erbarmungswürdigen zu Boden, ihn zu erdrücken.

Ergriff Joseph in letzter Not sein Messer und schnitt dem grausen Ungetüm die Kehle durch.

Und alsbald ward es wieder helle auf den Feldern.

kehrte der geprüfte Knecht Gottes wie ein Gemarteter zurück mit dem Stroh zu seinem harrenden Weibe, der Gnadenreichen.

Fand sie liegend auf dem nackten, harten Boden und in ihrem Arm das neugeborene Knäblein.

Und er vergaß all sein bitteres Erleben. Bereitete schnell ein weiches Lager und legte Maria, die junge Mutter, sozusam darauf.

Küßte ihren Mund mit Lachen und Weinen und eilte zum Kripplein, das in einer Ecke stand. zog es hervor und füllte es zur Hälfte mit Stroh. Breitete hierauf nach der Weisung der lächelnden Mutter sorglich die Windeln darüber und legte behutlos sein schreiendes Söhnlein hinein.

Also ward geboren und gebettet der Heiland der Welt.

Sprach hierauf Maria, die Gnadenreiche, mit matter Stimme:

„O, sage mir, mein Liebster, wie kam es nur? Kaum daß du mich verlassen, da ward es finster in dem Raum, und ein Donnern erschreckte mich. Hestig ergriffen mich Wehen, und ich litt große Not. Rief ich verzweifelt zu Gott und dir; doch es ward mir keine Antwort.“

So gehar ich denn allein in Nacht und Schmerz das Kindlein.

Da ward es Licht.“

Staunend hörte Joseph der Gnadenreichen Worte. Erzählte hierauf auch von seinem bitteren Erleben auf dem Felde.

Fastete Maria liebend seine Hände und hauchte in heiliger Ergebung:

„Freue dich mit mir, o du, mein Erfüllung! Du hast das Uebel getötet, und ich habe das Heil geboren. O du, mein Liebster, freue dich mit mir!“

Und Joseph ward froh, ging und holte das Kindlein. Und sie küßten es beide herzlich.



Warren: Der Stern im Morgenland.

Weihnacht.

Von S. Hoffmann.

Alle Himmelsportalen sprangen,
Millionen Sterne sangen
Zu der Menschheit, die da litt.
Und in himmlischen Gewanden
Ueber kaum entschlafnen Lenden
Sangen tausend Engel mit:
Allem Volk muß Friede werden!
Christus, Christus lebt auf Erden.

Und der Heiland in der Wiege
Wuchs und gürtete zum Siege
Seine Lenden, Mann und Held.
Denn ein Reich der Liebe gründen
Wollt' er und befreien von Sünden
Eine gottverlassne Welt.
Doch am Kreuz stöhnt im Erblassen
Er: Mein Gott, ich bin verlassen!

Jünger hat er ausgesendet,
Doch sein Werk blieb unvollendet.
Friede! Friede! schluchzt die Welt.
Einer wird es nie vollbringen!
Alle, alle müssen ringen,
Daß das Reich des Satans fällt.

Werdet groß und stark im Hoffen!
Liebet! bis der Himmel offen
Siegend jauchzt im alten Liede:
Friede ist auf Erden — Friede!

Goethe und die Weihnachtszeit.

Den Zauber der deutschen Weihnachtsfeier mit der frühlichen Bescherung, dem Glanz der Kerzen und dem Duft der Tanne hat unser großer deutscher Dichterheros, Goethe, gut gekannt. Noch in seinen alten Tagen konnte er sich wie ein Kind auf Weihnachten freuen. Er ist es, der Weihnachtsbaum und Lichterglanz so recht eigentlich in die deutsche

Literatur eingestellt hat. So lohnt es sich schon, in seinen Schriften und seinem Leben nach Zeugnissen über die Art und Weise der damaligen Weihnachtsfeiern zu suchen.

In Goethes Geburtshaus in Frankfurt a. M. wurde Weihnachten von jeher festlich begangen. Goethe berichtet uns aus seiner Jugendzeit von einer Weihnachtsbescherung im väterlichen Hause, erzählt, wie seine Großmutter die allgemeine Freude zum Schlusse damit krönte, daß sie die Kinder ein Schattenspiel vorstellen ließ. Der Christbaum wird hier nicht ausdrücklich erwähnt, doch darf wohl daraus keinesfalls der Schluß gezogen werden, Goethes Eltern hätten ihn nicht gekannt. Dafür wissen wir aber sicher, daß Goethe schon früh in Leipzig den lichtergeschmückten Tannenbaum kennen lernen konnte. Frau Appellationsgerichtsrätin Körner erzählt aus ihrer Kindheit von einer Weihnachtsfeier in ihrem elterlichen Hause, bei dem Kupferstecher Stodt, der Goethe während seines Leipziger Aufenthalts bewohnte. Goethe muß sich besonders mit dem prächtigen Windspiele Stodts angefreundet haben, Soli genannt. Wir lesen in dem Bericht der Frau Körner: „Goethe und der Vater trieben ihren Mutwillen soweit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbäumchen für Soli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rotwollenes Kamisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlich besetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen braunen Pfefferkuchen, welche mein Herr Pate aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Soli war ein so unverständiges, ja ich darf sagen, so unchristliches Geschöpf, daß es für die von uns unter unserm Bäumchen aufgepußte Krippe nicht den geringsten Respekt hatte, alles beschmoperte und mit einem Haps das zuderne Christkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Tränen zerfloßen. Ein Glück nur, daß Mutter Maria, der heilige Joseph und Ochs und Eselchen von Holz waren, so blieben sie verschont.“ Unter dem Weihnachtsbaum befand sich also nach damaliger Sitte eine Weihnachtskrippe. Daß dem Hund ebenfalls ein Baum angezündet wurde, scheint den vielfach zitierten Brauch zu bestätigen, daß jedem Lebewesen ein besonderer Baum entzündet wurde. Schon Prof. Rißling aus Zittau erwähnt diese Gepflogenheit aus dem Jahre 1737.

In Strassburg hat Goethe selbstverständlich Weihnachten nach elsässischem Brauch mit Tannenbaum und Kerzen gefeiert. Hier soll ja nach dem Urteil verschiedener Forscher die Sitte, zu Weihnachten einen Tannenbaum ins Zimmer zu stellen, aufgekommen sein. Um Goethes Zeit lebte auch jene Baronin von Oberkirch, die in ihren Memoiren ein hübsches Bild elsässischer Weihnachtsbräuche malt. Sie schrieb 1785 u. a.: „Wir kamen im Winter durch Strass-